



„Don Gueschotte!“ Scherenschnitt von Kallmeyer 29

Don Quijote von der Mancha



Der sinnreiche Junker    
Don Quijote von der Mancha
von Miguel de **Cervantes** Saavedra

Übersetzt, eingeleitet und mit
Erläuterungen versehen von
Ludwig Braunsfels

Neue, revidierte Jubiläumsausgabe
Zweiter Band * (Des ersten Teiles zweite Hälfte)



Strassburg 1905
Verlag von Karl J. Trübner

Alle Rechte vorbehalten

**Von dieser Ausgabe auf holländischem Papier sind dreißig Exemplare gedruckt, die nicht in
den Handel kommen**

Druck von Fischer & Wittig in Leipzig

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Sechszwanzigstes Kapitel, worin die auferlesenen Absonderlichkeiten, die Don Quijote aus purer Verliebtheit in der Sierra Morena verrichtete, fortgesetzt werden	1
Siebenundzwanzigstes Kapitel. Wie der Pfarrer und der Barbier ihr Vorhaben ins Werk setzten, nebst andern Ereignissen, würdig in dieser großen Geschichte erzählt zu werden	12
Achtundzwanzigstes Kapitel, welches von dem neuen und lieblichen Abenteuer handelt, das dem Pfarrer und Barbier in dem nämlichen Gebirge begegnete . . .	35
Neunundzwanzigstes Kapitel, welches von dem anmutigen Kunstgriff und schlaunen Mittel handelt, so angewendet ward, um unsern verliebten Ritter aus der gar harten Buße zu erlösen, die er sich auferlegt hatte	55
Dreißigstes Kapitel, welches von der Klugheit der schönen Dorotea handelt, nebst andern sehr ergößlichen und unterhaltenden Dingen	72
Einunddreißigstes Kapitel. Von der ergößlichen Zwiesprach, die Don Quijote und sein Schildknappe Sancho Panza miteinander hielten, nebst andern Begebnissen .	87

	Seite
Zweiunddreißigstes Kapitel, welches berichtet, wie es der gesamten Gefolgschaft Don Quijotes in der Schenke erging	100
Dreiunddreißigstes Kapitel, worin die Novelle vom törichtem Vorwitz erzählt wird	109
Vierunddreißigstes Kapitel, worin die Novelle vom törichtem Vorwitz fortgesetzt wird	137
Fünfunddreißigstes Kapitel, welches von dem erschrecklichen und ungeheuerlichen Kampf handelt, den Don Quijote gegen Schläuche roten Weines bestand und wo ferner die Novelle vom törichtem Vorwitz beendet wird	164
Sechsenddreißigstes Kapitel, welches von andern merkwürdigen Begegnissen handelt, so sich in der Schenke begaben	176
Siebenunddreißigstes Kapitel, worin die Geschichte der weitberufenen Prinzessin Mikomikona fortgesetzt wird, nebst andern ergöglichen Abenteuern	190
Achtunddreißigstes Kapitel, welches von der merkwürdigen Rede handelt, die Don Quijote über die Waffen und die Wissenschaften hält	204
Neununddreißigstes Kapitel, worin der Sklave aus Algier sein Leben und seine Schicksale erzählt	210
Vierzigstes Kapitel, worin die Geschichte des Sklaven fortgesetzt wird	222
Einundvierzigstes Kapitel, worin der Sklave seine Geschichte noch fortsetzt	239
Zweiundvierzigstes Kapitel, welches berichtet, was noch weiter in der Schenke vorging, und auch von viel andern wissenswürdigen Dingen handelt.	267

Inhaltsverzeichnis

VII

Seite

Dreiundvierzigstes Kapitel, worin die angenehme Geschichte des jungen Maultiertreibers erzählt wird, nebst andern merkwürdigen Vorfällen, so sich in der Schenke zutragen	277
Vierundvierzigstes Kapitel, worin von den unerhörten Ereignissen in der Schenke des weiteren berichtet wird	291
Fünfundvierzigstes Kapitel, worin der Zweifel über Mambrins Helm und den Eselsattel gründlich und in hellster Wahrheit aufgeheilt wird, nebst andern Abenteuern, so sich zugetragen	303
Sechsendvierzigstes Kapitel. Von dem denkwürdigen Abenteuer mit den Landreitern, auch von dem unbändigen Ingrimms unsers wackern Ritters Don Quijote	314
Siebenundvierzigstes Kapitel. Von der seltsamen Art, wie Don Quijote verzaubert wurde, nebst andern denkwürdigen Begebnissen	326
Achtundvierzigstes Kapitel, worin der Domherr mit der Besprechung der Ritterbücher fortfährt, nebst andern Dingen, so des geistvollen Herrn würdig sind	340
Neunundvierzigstes Kapitel, worin von der verständigen Zwiesprach berichtet wird, welche Sancho Panza mit seinem Herrn Don Quijote hielt	351
Fünfzigstes Kapitel. Von dem scharfsinnigen Meinungsstreit zwischen Don Quijote und dem Domherrn, nebst andern Begebnissen	361
Einundfünfzigstes Kapitel, welches berichtet, was der Ziegenhirt der ganzen Gesellschaft erzählte, die den Ritter Don Quijote von dannen führte	370

	Seite
Zweiundfünfzigstes Kapitel. Von dem Kampfe, so Don Quijote mit dem Ziegenhirten bestand, nebst dem ungewöhnlichen Abenteuer mit den Pilgern auf der Bußfahrt, welches er im Schweiße seines Angesichts zu Ende führte	378
Anmerkungen	395





Sechszwanzigstes Kapitel,

worin die auserlesenen Absonderlichkeiten, die Don Quijote aus purer Verliebtheit in der Sierra Morena verrichtete, fortgesetzt werden.

Ndem die Geschichte sich nun wiederum zur Erzählung dessen wendet, was der von der traurigen Gestalt begann, als er sich allein sah, berichtet sie, daß Don Quijote, sobald er in seinem erwähnten Aufzug, vom Gürtel abwärts nackend, vom Gürtel aufwärts bekleidet, sich in Wurzelbäumen und im Radschlagen versucht hatte und sah, daß Sancho fortgeritten war, ohne noch mehr von seinen Thorheiten abwarten zu wollen, sofort auf eine Felsenspitze stieg und hier wiederholt über einen Punkt nachdachte, den er sich schon sehr oft überlegt hatte, ohne jemals zu einem Entschlusse zu kommen. Es war dies die Frage, was wohl besser sei und sich eher für ihn schicke, dem Roland in dessen gewalttätigen oder dem Amadis in dessen schwermütigen Verrücktheiten nachzuahmen; und er redete so zu sich selber:

Wenn Roland ein so tapferer Ritter und so streitbar war, wie jeder sagt, was Wunder? Er war am Ende ja gefeit, und niemand konnte ihn umbringen, außer wenn man ihm eine von den großen Stechnadeln für einen Groschen durch die Fußsohle stach, und deshalb trug er immer Schuhe mit sieben eisernen Sohlen. Indessen nützten ihm seine Kniffe nichts gegen Bernardo del Carpio, der dahinterkam und ihn im Tale Ronces-

alles in seinen Armen erstickte. Aber lassen wir einmal beiseite, was seine Tapferkeit betrifft, und kommen wir auf den Punkt mit dem Verlieren des Verstandes, so ist es gewiß, er verlor ihn wegen der Merkzeichen, die er an der Quelle fand, und wegen der Mitteilung jenes Hirten, daß Angelika zweimal oder öfter ihr Mittagschläfchen mit Medor gehalten, einem kraushaarigen Mohrenjungen, dem Edelknaben Agramants. Und wenn er sich überzeugt hielt, es sei dies wahr, und seine Geliebte habe ihm eine Ungebühr angetan, so tat er nicht zu viel, daß er verrückt wurde. Aber ich, wie kann ich ihm in seinen Tollheiten nachahmen, wenn ich ihm nicht in dem Anlaß zu selbigen nachahme? Denn meine Dulcinea del Tosofo, das wage ich zu beschwören, hat all ihre Lebtag keinen Mohren, wie er es ist, gesehen, in seiner eignen Volkstracht, und ist heute noch so rein, wie ihre Mutter sie geboren. Und ich würde ihr ein offenbares Unrecht antun, wenn ich was andres von ihr dächte und in die Art von Verrücktheit verfiel wie der rasende Roland. Andererseits finde ich, daß Amadis von Gallien, ohne den Verstand zu verlieren und Narreteien zu verüben, solchen Ruhm eines liebestreuen Ritters erwarb, daß ihn keiner darin übertrifft. Und was er tat, wie seine Geschichte bezeugt, war nichts andres, als daß er, zurückgewiesen von seiner Gebieterin Oriana, die ihm geboten, vor ihrem Antlitz nicht wieder zu erscheinen, bis sie ihm es verstatte, sich in Gesellschaft eines Einsiedlers auf dem Armutsfelsen verbarg und sich Weinens ersättigte, bis der Himmel ihm mitten in seiner größten Not und Bedrängnis endlich zu Hilfe kam. Und wenn dies wahr ist, und es ist wahr, warum will ich die Mühsal auf mich nehmen, mich glänzlich auszuleiden oder diesen Bäumen ein Leids zu tun, die mir keinerlei Böses zugefügt? Was hab' ich für Grund, das klare Wasser dieser Bächlein zu trüben, die mir zu trinken geben sollen, wenn es mich gelüstet? Nein, hoch lebe

das Angebenken des Amadís! Er werde von Don Quijote von der Mancha nachgeahmt in allem, was er vermag. Von Don Quijote wird man sagen, was von jenem gesagt worden: wenn er nicht Großes vollbracht hat, so strebte er sehnsüchtig danach, Großes zu vollbringen. Und wenn ich von meiner Dulcinea nicht verstoßen noch verschmäht wurde, so genügt mir schon, wie ich bereits gesagt, daß ich von ihr abwesend bin. Auf denn, Hand ans Werk! Kommt mir ins Gedächtnis, Taten des Amadís, und lehrt mich, womit ich beginnen soll euch nachzuahmen! Doch ich weiß schon: das allermeiste, was er tat, war beten und sich Gott befehlen, und so will ich auch tun.

Hierbei dienten ihm zum Rosenkranz die großen Galläpfel eines Korkbaumes, die er zu zehn aneinander reihte und zu denen er dann einen größeren fügte. Was ihn aber sehr bekümmerte, war, daß er weit und breit keinen Einsiedler fand, um ihm zu beichten und Trost bei ihm zu suchen. So vertrieb er sich denn die Zeit damit, auf dem schmalen Wiesenrain sich zu ergehen und auf die Rinden der Bäume und in den feinkörnigen Sand zahlreiche Verse zu schreiben und einzugraben, alle seinem Trübsinn entsprechend, doch einige zum Preise Dulcineas. Aber nur folgende waren, nachdem man den Ritter dort aufgefunden, vollständig erhalten und noch lesbar:

O ihr Bäum' in diesem Hage,
 Gras und Blumen, grün und rot,
 Die ihr hier entsprießt, ich frage:
 Freut euch meines Herzens Not?
 Wohl, wenn nicht, hört meine Klage.
 Wenn ich trüb den Hain durchtrotte,
 Webet nicht, mir ist zu weh ja!
 Euch zum Troß, ob man auch spotte,
 Hat gemeint hier Don Quijote,
 Weil ihm fern war Dulcinea
 Del Tosofo.

Hier in Waldes Finsternissen
 Muß der treuste aller Ritter
 Seiner Herrin Anblick missen;
 Hat ein Dasein gar so bitter,
 Ohne wann und wie zu wissen.
 Lieb' war seines Hirns Marotte,
 Liebe bracht' ihm großes Weh ja!
 Fässer voll, beim höchsten Gotte!
 Hat geweint hier Don Quijote,
 Weil ihm fern war Dulcinea
 Del Toboso.

Alles Unrecht auszumerzen,
 Will zum Kampf den Gaul er spornen;
 Fluchend ihrem harten Herzen,
 Unter Felsen, unter Dornen,
 Find't der Arme stets nur Schmerzen.
 Wie am Licht versengt die Motte,
 Fühlt er Blut und gräßlich Weh ja!
 Da er Amorn ward zum Spotte,
 Hat geweint hier Don Quijote,
 Weil ihm fern war Dulcinea
 Del Toboso.

Nicht geringes Gelächter erhob sich bei denen, die diese Verse fanden, als sie den Zusatz „del Toboso“ bei dem Namen Dulcinea lasen. Sie vermuteten, Don Quijote habe notwendig glauben müssen, man werde die Strophen nicht verstehen, wenn er Dulcinea ohne el Toboso nenne. Und in der Tat glaubte er das, wie er später selbst eingestand.

Noch viel andre schrieb er, aber, wie gesagt, außer diesen drei Strophen konnte man nichts ins Reine bringen oder vollständig lesen. So brachte er seine Zeit damit hin, zu reimen, zu seufzen und die Faunen und die Waldgötter dieses Haines, die Nymphen der Bäche, die schmerzen- und tränenreichen Echo anzurufen, daß sie ihm Gehör, Antwort und Tröstung geben möchten; auch suchte er etwelche Kräuter, um sich davon zu

nähren, bis Sancho wiederkäme. Wäre dieser, wie er drei Tage ausblieb, drei Wochen ausgeblieben, so wäre der Ritter von der traurigen Gestalt so verunstaltet worden, daß ihn seine eigene Mutter nicht erkannt hätte.

Jetzt wird es sich empfehlen, daß wir unsern Ritter in seinen Seufzern und Versen vergraben sein lassen und erzählen, wie es Sancho auf seiner Gesandtschaftsreise erging. Als er auf die Landstraße gelangt war, suchte er den Weg nach el Toboso, und am nächsten Tag gelangte er zu der Schenke, wo ihm das Unglück mit dem Wippen begegnet war. Kaum hatte er sie erblickt, da kam es ihm schon vor, als flöge er wiederum in den Lüften auf und nieder, und er begehrte nicht ins Haus, wiewohl er gerade zu einer Stunde angekommen war, wo er wohl hinein gedurft und gefollt hätte. Denn es war Essenszeit, und er hatte die größte Lust, etwas Warmes zu genießen, nachdem es lange Tage nur kalte Küche gegeben hatte. Dies Bedürfnis drängte ihn, sich dicht an die Schenke heranzuwagen, noch immer im Zweifel befangen, ob er hinein solle oder nicht. Und während er noch so da stand, kamen aus der Schenke zwei Männer heraus, die ihn sogleich erkannten.

Sagt mir, Herr Vizentiat, sprach der eine zum andern, ist der auf dem Gaul nicht Sancho Panza, von dem die Haushälterin unsers abenteuernden Ritters erzählt hat, er sei mit ihrem Herrn als Schildknappe von dannen gezogen?

Freilich ist er es, antwortete der Vizentiat, und dies ist das Pferd unsers Don Quijote.

Sie mußten ihn wohl kennen, denn die beiden waren der Pfarrer und der Barbier seines eigenen Dorfs, die nämlichen, welche die Untersuchung und das große Kezgergericht über die Bücher gehalten hatten.

Sowie sie nun nicht mehr zweifeln konnten, Sancho Panza und Rosinante vor Augen zu haben, traten sie näher hinzu,

voller Begierde etwas über Don Quijote zu erfahren, und der Pfarrer rief ihn bei seinem Namen an und sprach: Freund Sancho Panza, wo ist denn Euer Herr?

Sancho Panza erkannte sie ebenfalls auf der Stelle und nahm sich vor, den Ort, wo, und den Zustand, wie sein Herr sich befand, geheim zu halten. Und so antwortete er ihnen, sein Herr sei an einem gewissen Ort mit einer gewissen Sache beschäftigt, die ihm von großer Wichtigkeit sei, die er aber nicht verraten dürfe, wenn es auch sein Leben und das Licht seiner Augen gelten sollte.

Nein, nein, entgegnete der Barbier; Sancho Panza, wenn Ihr uns nicht sagt, wo er sich befindet, so müssen wir glauben, ja wir glauben schon wirklich, daß Ihr ihn umgebracht und beraubt habt, da Ihr auf seinem Pferd geritten kommt. Im vollen Ernst, Ihr müßt uns entweder den Herrn des Pferdes zur Stelle schaffen, oder es gibt was Gehöriges!

Bei mir sind Drohungen durchaus nicht angebracht, ich bin kein Mann, der jemand beraubt oder umbringt; mag einen jeden sein Schicksal umbringen oder der liebe Gott, der ihn geschaffen hat. Mein Herr verweilt dort in dem Gebirge mitten drin und tut da Buße nach Herzenslust.

Und nun in aller Geschwindigkeit und ohne einmal anzuhalten, erzählte er ihnen, in welchem Zustand der Ritter sich dort umhertreibe, welche Abenteuer ihm begegnet seien, und wie er selbst den Brief an das Fräulein Dulcinea del Toboso überbringe, welches die Tochter von Lorenzo Corchuelo sei, in welche Don Quijote bis über die Ohren verliebt sei. Die beiden verwunderten sich höchlich über Sancho Panzas Mitteilungen; und wiewohl sie Don Quijotes Berrücktheit und deren besondere Art schon kannten, so waren sie jedesmal, wenn sie davon erzählen hörten, aufs neue verwundert. Sie baten Sancho, ihnen den Brief vorzuweisen, den er an das Fräulein Dulcinea del

Lobofo bringe. Er antwortete ihnen, der Brief sei in einem Notizbuche niedergeschrieben, und es sei seines Herrn Befehl, ihn am nächsten Ort, wohin er komme, auf Briefpapier abschreiben zu lassen; worauf der Pfarrer bemerkte, er solle ihm den Brief nur zeigen, er würde ihn mit bester Handschrift ins Reine bringen. Sancho griff mit der Hand in den Busen, um das Büchlein hervorzuholen; aber er fand es nicht und hätte es nicht finden können, wenn er bis zum heutigen Tag gesucht hätte, denn es war in Don Quijotes Händen geblieben, und dieser hatte es ihm nicht übergeben, noch hatte Sancho daran gedacht, es ihm abzufordern.

Als Sancho sah, daß er das Büchlein nicht fand, ward sein Gesicht totenblaß. Er befühlte sich abermals den ganzen Körper in größter Hast, sah abermals, daß es nicht zu finden war, fuhr sich ohne weiteres mit beiden Fäusten in den Bart und riß ihn sich zur Hälfte aus und versetzte sich in aller Geschwindigkeit und ohne Unterbrechung ein halb Duzend Faustschläge ins Gesicht und auf die Nase, daß sie ganz in Blut schwamm.

Wie der Pfarrer und der Barbier das sahen, fragten sie, was ihm denn begegnet sei, daß er sich so übel zurichtete.

Was soll mir begegnet sein, antwortete Sancho, als daß ich im Handumdrehen drei Esel verloren habe, jeder groß und stark wie eine Burg.

Wie das? fragte der Barbier.

Ich habe das Notizbuch verloren, erwiderte Sancho, worin der Brief für Dulcinea war und eine Anweisung mit der Unterschrift meines Herrn, worin er seine Richte beauftragte, mir drei Esel von den vieren oder fünfen zu geben, die im Stalle sind.

Und hierbei erzählte er ihnen den Verlust seines Grauen. Der Pfarrer tröstete ihn; wenn sein Herr aufgefunden würde, so wolle er denselben veranlassen, den Auftrag wieder in Kraft zu setzen und die Anweisung auf Papier auszufertigen, wie es

Brauch und Gewohnheit sei; denn die in ein Notizbuch eingeschriebenen würden nie angenommen noch berichtigt.

Damit gab sich Sancho getröstet und sagte: Wenn dieses so sei, mache ihm der Verlust des Briefes an Dulcinea weiter nicht viel Kummer, denn er wisse ihn beinahe auswendig, und so könne man ihn aus dem Gedächtnis niederschreiben, wo und wann man wolle.

Nun, dann sagt ihn her, sprach der Barbier, so wollen wir ihn denn aufschreiben.

Sancho Panza hielt eine Weile still, kratzte sich den Kopf, um den Brief in sein Gedächtnis zurückzubringen, stellte sich bald auf einen Fuß, bald auf den andern, schaute ein paarmal zu Boden, ein paarmal gen Himmel, und nachdem er sich schier einen halben Finger abgenagt, während die andern in Spannung dastanden und abwarteten, daß er ihnen den Brief vorsage, sprach er nach Verfluß geraumer Zeit: Bei Gott, Herr Lizentiat, der Teufel soll holen, was ich von dem Briefe noch weiß, angenommen daß er zu Anfang lautete: Hohe, berstende oder fürchterliche Herrin.

Es wird nicht berstende oder fürchterliche, sondern herrschende oder fürstliche heißen haben.

Ganz gewiß, versetzte Sancho. Denn, wenn ich mich recht entsinne, hieß es weiter: Der Wundgeschlagene, der am Schlafe keinen Teil selbst nicht mehr hat, der Durchbohrte küßt Euer Gnaden die Hand, undankbare und unbekante und höchst geringgeschätzte Huldseligkeit. Und dann sagte er was vom Heil und Unheil, das er ihr zuschicke, und so lief es da aus, bis es unten hieß: Der Eurige bis in den Tod der Ritter von der traurigen Gestalt.

Die beiden hatten nicht geringes Vergnügen an dem guten Gedächtnis Sancho Panzas und lobten es gar sehr und verlangten, er solle ihnen den Brief noch zweimal vorsagen, damit

sie ihn ebenfalls auswendig lernten, um ihn seinerzeit niederzuschreiben. Er sagte den Brief noch dreimal her, und jedesmal brachte er wiederum dreitausend Verkehrtheiten zutage. Hierauf erzählte er auch die Erlebnisse seines Herrn; aber er sprach kein Wort von dem Wippen, das er in dieser Schenke ausstanden, in die er durchaus nicht hineintollte. Auch erzählte er, daß sein Herr, wenn er ihm die gute Botschaft von dem Fräulein Dulcinea bringe, die er ihm bringen solle, sich auf den Weg begeben müsse, um Kaiser oder wenigstens Monarch zu werden, denn so hätten sie es unter sich ausgemacht, und das zu werden, sei bei seiner persönlichen Tapferkeit und der Stärke seines Arms was sehr Leichtes. Und wenn er es geworden, wolle sein Herr ihn verheiraten, denn alsdann werde er schon Witwer sein, und das könne gar nicht anders kommen, und werde ihm eine Hofdame der Kaiserin zum Weibe geben, die habe zum Erbe ein reiches, großes Stammgut auf dem Festland, und da seien keine Inseln oder Inseln dabei, denn die möge er gar nicht mehr.

Sancho sagte all dieses mit solcher Gelassenheit, wobei er sich hier und da die Nase schneuzte, und mit so großer Einfalt, daß die beiden aufs neue in Staunen geriethen, indem sie erwogen, wie gewaltig Don Quijotes Tollheit sein müsse, da sie auch den Verstand dieses armen Teufels nachgezogen habe. Sie wollten sich nicht damit abmühen, ihn aus seinem Irrtum zu reißen; denn da dieser Sanchos Gewissen nirgends beschwere, hielten sie es für besser, ihn darin zu lassen, und ihnen selbst würde es zu größerer Ergößlichkeit gereichen, seine Torheiten anzuhören. Somit sagten sie ihm, er möge zu Gott um seines Herrn Erhaltung beten, denn es sei allerdings denkbar und sehr möglich, daß er es im Laufe der Zeit zum Kaiser bringe oder doch wenigstens zum Erzbischof oder einer andern Würde von gleichem Rang.

Darauf antwortete Sancho: Werte Herren, wenn das Glück das Rad der Dinge so drehte, daß es meinem Herrn in den Sinn käme, nicht Kaiser, sondern Erzbischof zu werden, so möchte ich wissen, was die fahrenden Erzbischöfe ihren Schildknappen zuzuwenden pflegen.

Der Pfarrer sagte darauf: Sie pflegen ihnen eine Pfründe ohne oder mit Seelsorge zu verleihen oder einen Küsterdienst, der ihnen viel an festem Einkommen trägt, außer den Nebeneinkünften, die man ebenso hoch anzuschlagen pflegt.

Dazu ist erforderlich, entgegnete Sancho, daß der Schildknappe unverheiratet ist und mindestens versteht, die Messe zu dienen, und wenn es so kommt, ach, ich Unglücklicher bin verheiratet und weiß nicht einmal den ersten Buchstaben vom A! Was soll's mit mir werden, wenn meinen Herrn die Lust anwandelt Erzbischof zu werden, und nicht Kaiser, wie es Brauch und Sitte der fahrenden Ritter ist?

Habt darum keine Sorge, Freund Sancho, sprach der Barbier. Wir wollen gleich Euren Herrn bitten und ihm den Rat erteilen, ja es ihm zur Gewissenspflicht machen, daß er Kaiser und nicht Erzbischof wird; denn das wird ihm viel leichter fallen, da er mehr ein streitbarer als ein studierter Mann ist.

Das kommt mir auch so vor, versetzte Sancho, wiewohl ich sagen kann, daß er zu allem Geschick hat. Was ich meinerseits zu tun gedente, ist, unsern Herrgott zu bitten, er möge ihn dahin lenken, wo er dem Himmel am besten dienen und mir die meisten Gnaden erweisen kann.

Ihr redet als ein gescheiter Mann, sprach der Pfarrer, und werdet als ein guter Christ handeln! Was aber für jetzt geschehen muß, ist Anstalt zu treffen, wie man Euren Herrn von dieser unnützen Buße frei machen kann, der er, wie Ihr erzählt, jetzt obliegt. Und um zu überlegen, welches ein Verfahren wir dabei einzuhalten haben, und auch um das Mittagsmahl ein-

zunehmen, wozu es nun Zeit ist, wird es am besten sein hier in die Schenke einzutreten.

Sancho sagte, sie ihresteihs möchten nur hineingehen, er aber würde sie hier außen erwarten und später ihnen den Grund sagen, weshalb er nicht hineingehe und es ihm nicht angemessen scheine hineinzugehen; aber er bitte sie, ihm etwas zu essen herauszubringen, und zwar etwas Warmes, und so auch Gerste für Rosinante. Sie gingen hinein und ließen ihn draußen, und bald darauf brachte ihm der Barbier etwas zum Mahl.

Hierauf überlegten sich die beiden gründlich, welch ein Mittel sie anwenden wollten, um ihren Zweck zu erreichen. Da geriet der Pfarrer auf einen Gedanken, der ganz nach dem Geschmacke Don Quijotes und zugleich ihren Absichten höchst dienlich erschien. Es sei ihm nämlich der Einfall gekommen, sagte er dem Barbier, er wolle sich die Tracht eines fahrenden Fräuleins anlegen, er aber solle Sorge tragen, sich so gut wie möglich als Knappe zu verkleiden; und so wollten sie sich zu Don Quijote begeben. Der Pfarrer wolle vorgeben, er sei ein in Trübsal befangenes, hilfeschendes Fräulein und wolle eine Vergünstigung von ihm heischen, welche er als ein mannhafter, fahrender Ritter nicht umhin könne ihr zu gewähren; und die Vergünstigung, die sie von ihm zu heischen gedente, bestehe darin, mit ihr zu ziehen, wohin sie ihn führen werde, um einer Ungebühr abzuhelpfen, die ihr ein böser Ritter angetan. Und zugleich wolle sie ihn anflehen, nicht zu verlangen, daß sie ihren Schleier hebe, und sie nimmer um ihre Verhältnisse zu befragen, bis er ihr von jenem bösen Ritter ihr Recht verschafft habe. Er sei sicher überzeugt, fügte der Pfarrer bei, Don Quijote werde auf alles eingehen, was sie unter solchen Vorwänden von ihm begehren werde, und auf diese Weise würden sie ihn von dort fortbringen und nach seinem Dorfe führen, wo sie suchen würden, ob es für seine sonderbare Verrücktheit ein Heilmittel gebe.

Siebenundzwanzigstes Kapitel

Wie der Pfarrer und der Barbier ihr Vorhaben ins Werk setzten, nebst andern Ereignissen, würdig in dieser großen Geschichte erzählt zu werden.

Dem Barbier gefiel der Einfall des Pfarrers nicht übel; er fand ihn vielmehr so vortrefflich, daß sie ihn gleich zur Ausfuhrung brachten. Sie erbatn sich von der Schenkwirtin einen langen Weiberrock und Kopftücher, wofür sie ihr den neuen Chorrock des Pfarrers zum Pfande ließen. Der Barbier machte sich einen Bart zurecht aus einem graubraunen oder rötlichen Farrenschwanz, an welchem der Wirt seinen Kamm stecken hatte.

Die Wirtin fragte sie, wozu sie die Sachen haben wollten. Der Pfarrer erzählte ihr in kurzen Worten Don Quijotes Berrücktheit; diese Verkleidung sei das Mittel, ihn aus dem Gebirge fortzubringen, wo er sich gegenwärtig aufhalte. Wirt und Wirtin errieten sogleich, daß der Berrückte derselbe sein müsse wie der Gast mit dem Balsamtrank, der Herr des gewippten Schildknappen. Sie erzählten dem Pfarrer alles, was sich in ihrem Hause mit ihm zugetragen, ohne das zu verschweigen, was Sancho so sorgfältig verschwieg.

Alsdann kleidete die Wirtin den Pfarrer dergestalt um, daß man nichts Schöneres auf der Welt sehen konnte. Sie zog ihm einen wollenen Rock an, ganz mit handbreiten, ausgezackten Streifen von schwarzem Samt umzogen, nebst einem Leibchen von grünem Samt mit Säumen von weißem Atlas besetzt, welches, wie der Rock, ohne Zweifel zu König Wambas Zeiten gemacht war. Der Pfarrer litt nicht, daß man ihm eine Haube aufsetzte, sondern er tat ein Mützchen von gestepptem Linnen auf den Kopf, das er für die Nacht zum Schlafen bei sich trug.

Um die Stirn legte er eine Binde von schwarzem Taft, und aus einer andern Binde machte er einen Schleier, mit dem er sich Gesicht und Bart dicht bedeckte. Er stülpte seinen Hut auf, der so breit war, daß er ihm zum Sonnenschirm dienen konnte, zog seinen Mantel über und setzte sich nach Frauenart auf sein Maulthier; der Barbier auf das seinige, mit seinem Bart, der bis zum Gürtel herabhing, halb rot, halb weiß, da er, wie gesagt, aus dem Schwanz eines scheckigen Ochsen gemacht war.

Sie nahmen Abschied von allen, auch von dem guten Ding Maritornes. Die versprach ihnen, sie wolle, wiewohl eine Sünderin, einen Rosenkranz dafür beten, daß Gott ihnen gute Erfolge verleihe bei einer so schwierigen und so christlichen Sache, wie sie unternommen hätten. Aber kaum waren sie aus der Schenke fort, da kam dem Pfarrer das Bedenken, daß er übel daran getan, sich so zu verkleiden, weil ein solcher Aufzug für einen Geistlichen unschicklich sei, selbst wenn für ihn auch noch soviel davon abhinge. Er sagte dies dem Barbier und bat ihn, sie möchten ihre Anzüge miteinander vertauschen, denn es sei weit richtiger, daß er das hilfeschuchende Fräulein vorstelle; er seinerseits wolle den Knappen spielen, und dergestalt werde er seiner Würde weniger vergeben. Wenn der Barbier aber das nicht wolle, so sei er entschlossen nicht weiter zu gehen, wenn auch den Don Quijote der Teufel holen sollte.

Mittlerweile kam Sancho herzu, und als er die beiden in solchem Aufzug erblickte, konnte er das Lachen nicht an sich halten. Der Barbier aber ging auf alles ein, was der Pfarrer verlangte, und indem sie die Verkleidung miteinander vertauschten, belehrte der Pfarrer den Barbier, welche Benehmen er einzuhalten und welche Worte er bei Don Quijote anzubringen habe, um ihn zu bewegen oder vielmehr ihn zu zwingen, mit ihm zu kommen und den Lieblingsplatz zu verlassen, den er sich für seine eitle Bußübung erlesen hatte.

Der Barbier entgegnete, er werde, auch ohne daß er ihm Unterricht gebe, die Sache aufs beste besorgen. Für jetzt aber wollte er seine Tracht noch nicht anlegen, bis sie in Don Quijotes Nähe wären, und so faltete er die Frauenkleider zusammen, der Pfarrer legte seinen Bart an, und sie verfolgten ihren Weg unter Sancho Panzas Führung. Dieser erzählte ihnen dergleichen, was ihnen mit dem Irrsinnigen begegnet war, den sie im Gebirge angetroffen, verschwieg jedoch den Fund des Mantelsacks und seines Inhalts, denn wiewohl einfältig, war der Burfsche ziemlich habgierig.

Des andern Tags kamen sie an den Ort, wo Sancho die Zweige als Merkzeichen ausgestreut, um die Stelle zu finden, wo er seinen Herrn gelassen hatte. Er erkannte den Ort sogleich und sagte ihnen, hier sei der Zugang, und hier könnten sie sich denn auch anziehen, wenn das wirklich für die Erlösung seines Herrn nötig wäre. Sie hatten ihm nämlich vorher schon gesagt, auf diesen ihren Anzug und diese Bekleidung komme alles an, wenn man seinen Herrn von der argen Lebensweise abbringen wolle, die er sich erwählt habe. Auch hatten sie ihm dringend ans Herz gelegt, seinem Herrn nicht zu verraten, wer sie seien; und wenn er ihn danach frage (wie er ihn denn jedenfalls fragen würde), ob er Dulcineen den Brief übergeben habe, so sollte er ja sagen, und da sie nicht lesen und schreiben könne, so habe sie ihm mündlich geantwortet, daß sie ihm bei Strafe ihrer Ungnade befehle, zu einer Zusammenkunft mit ihr gleich auf der Stelle aufzubrechen, weil dies von höchster Wichtigkeit für ihn sei. Denn hierdurch und durch dasjenige, was sie ihm zu sagen gedächten, hielten sie es für sicher, ihn einer besseren Lebensweise wieder zuzuführen und ihn zu vermögen, daß er sich sogleich auf den Weg begeben, um Kaiser oder Monarch zu werden. Daß er aber Erzbischof werden sollte, das sei nicht zu befürchten.

Alles dies hörte Sancho aufmerksam an und prägte es sich fest ins Gedächtnis, dankte ihnen auch gar sehr für ihre Absicht seinem Herrn anzuraten, Kaiser und nicht Erzbischof zu werden, denn er sei der Überzeugung, daß die Kaiser weit mehr als die fahrenden Erzbischöfe imstande seien, ihren Schildknappen Gnaden zu erweisen. Auch sagte er ihnen, es würde gut sein, wenn er vorausginge, Don Quijote aufzusuchen und ihm die Antwort seiner Gebieterin mitzuteilen, und dieselbe würde schon hinreichend sein, ihn zum Verlassen seines jetzigen Aufenthalts zu bewegen, ohne daß sie sich in so viel Mühsal einließen.

Sanchos Vorschlag gefiel ihnen wohl, und so entschlossen sie sich abzuwarten, bis er mit der Nachricht vom Auffinden seines Herrn zu ihnen zurückkomme.

Sancho ritt in jene Schluchten des Gebirgs hinein und ließ die beiden in einer derselben zurück, die ein sanftes Bächlein durchfloß, über welches niedre Felsen und etliche umherstehende Bäume einen angenehmen und frischen Schatten verbreiteten. Die Hitze und der Tag, an welchem sie dort anlangten, war eben wie im Monat August, wo in jenen Gegenden der Sonnenbrand äußerst heftig zu sein pflegt; die Stunde war die dritte des Nachmittags. Alles das machte das Plätzchen um so angenehmer, so daß es sie einlud, dort die Rückkunft Sanchos zu erwarten. So taten sie denn auch.

Während sie nun dort geruhsam und im Schatten verweilten, drang in ihr Ohr eine Stimme, die, ohne daß der Ton eines Instruments sie begleitete, süß und köstlich klang. Darüber erstaunten sie nicht wenig, da es sie bedünkte, dies sei kein Ort, wo sich jemand finden könnte, der so trefflich sänge. Denn wenn man auch zu rühmen pflegt, es seien in den Wäldern und Feldern Schäfer mit vorzüglicher Stimme anzutreffen, so sind dies eher Übertreibungen von Dichtern als wahre Tatsachen. Ihr Erstaunen wuchs, als sie bemerkten, was sie singen hörten,

feien Verse, nicht wie von bäurischen Hirten, sondern wie von geistvollen Personen von hochgebildetem Stande. In dieser Überzeugung bestärkte sie der Inhalt der Verse, die folgendermaßen lauteten:

Was läßt mich in Gram vergehen?
Verschmähen.

Was mehrt meiner Sorgen Wucht?
Eifersucht.

Was erschwert mein herbes Leiden?
Scheiden.

Und so will mich Hoffnung meiden,
Und kein Rettungsort steht offen,
Da mir morden all mein Hoffen
Eifersucht, Verschmähen, Scheiden.

Was macht mir das Dasein trübe?
Die Liebe.

Was drängt jedes Heil zurück?
Das Glück.

Wer hat mir dies Leid gebracht?
Himmels Macht.

Und so wird des Todes Nacht,
Fürcht' ich wohl, mich bald erfassen,
Da vereint sind, mich zu hassen,
Liebe, Glück und Himmels Macht.

Wer gewinnt der Liebe Gut?
Wankelmuth.

Wer heilt einstens meine Not?
Der Tod.

Wer macht bald von Schmerz mich frei?
Raserei.

Und so kömmt's nur Toren bei,
Heilung könne je gelingen,
Wo allein kann Rettung bringen
Wankelmuth, Tob, Raserei.

Die Stunde und Jahreszeit, die Einsamkeit des Ortes, die Stimme und Geschicklichkeit des Sängers, alles erweckte in den beiden Hörern Staunen und Vergnügen. Sie verhielten sich ruhig, in Erwartung noch mehr zu hören; da jedoch das Stillschweigen noch eine Weile dauerte, beschloßen sie den Ort zu verlassen, um den Künstler aufzusuchen, der mit so trefflicher Stimme sang. Aber gerade wie sie dies ausführen wollten, veranlaßte sie die nämliche Stimme sich nicht zu rühren, denn sie drang aufs neue zu ihren Ohren und sang folgendes Sonett:

O heil'ge Freundschaft, die auf leichten Schwingen,
 Dieweil dein Scheinbild nur uns blieb hienieden,
 Zum sel'gen Chor, dem Himmelsheil beschieden,
 Emporgeeilt, dem Staub dich zu entringen!

Von dorten läßt du Kunde zu uns dringen
 Von dem, was uns verhüllt ist, Recht und Frieden,
 Von wahrer Tugend, die uns längst gemieden,
 Von Heucheltaten, die Verderben bringen.

Verlaß den Himmel oder unterfrage,
 O Freundschaft, daß sich Trug in dich verkleide,
 Vor dem kein redlich Streben kann bestehen.

Erlaubst du's, daß er deine Maske trage,
 So wird die Welt, von Zwietracht, Haß und Neide
 Erfüllt, im alten Chaos bald vergehen.

Der Gesang schloß mit einem tiefen Seufzer, und die beiden blieben abermals in aufmerkssamer Erwartung, ob etwa noch mehr gesungen würde. Aber als sie sahen, daß die Liedertöne sich in Schluchzen und schmerzliches Ächzen verwandelt hatten, beschloßen sie nachzuforschen, wer der Unglückliche sei, dessen Stimme so schön, wie sein Jammern schmerzvoll war. Sie waren nicht weit gegangen, da erblickten sie beim Umbiegen um eine Felsencke einen Jüngling, von Gestalt und Aussehen ganz wie Sancho Panza es geschildert hatte, als er ihnen die Ge-

sichte Cardenios erzählte. Aber als dieser ihrer ansichtig wurde, blieb er, anstatt wie sonst zusammenschrecken, ruhig sitzen, den Kopf auf die Brust gebogen, wie einer, der in Nachdenken versunken ist, ohne daß er die Augen aufschlug, um sich umzusehn, außer das erste Mal, wie sie so unvermutet auf ihn zukamen. Der Pfarrer, der ein beredter Mann war, näherte sich ihm, als bereits mit seinem Unglück vertraut (da er ihn an den Merkmalen erkannt hatte), und mit kurzen, aber höchst verständigen Worten bat er ihn und redete ihm zu, er möge dieses elende Leben aufgeben, damit er es hier nicht gar einbüße, was doch von allem Unglück das größte wäre.

Cardenio war jetzt gerade bei vollem Verstand, frei von jenem Wutanfall, der ihn so oft außer Besinnung brachte; und als er sie daher in einer bei den Leuten, die in seiner Einöde verkehrten, so ungebräuchlichen Tracht erblickte, so war es natürlich, daß er einigermaßen in Verwunderung geriet; zumal sie über seine Verhältnisse als wie über eine allbekannte Sache sprachen, was er aus den Worten des Pfarrers deutlich ersehen konnte. Sonach antwortete er folgendermaßen: Wohl sehe ich, geehrte Herren, wer ihr auch sein möget, daß der Himmel, der stets Sorge trägt, den Guten, und oftmals auch den Bösen zu helfen, mir, ohne daß ich es verdiene, an diese vom gemeinen Verkehr der Menschen so entfernten, so abgelegenen Stätten edle Männer sendet, die mir mit eindringlichen und mannichfachen Vernunftgründen vor Augen stellen, wie unnünftig es von mir ist, ein solches Leben zu führen, und die sich bemühen, mich aus demselben zu erlösen und auf einen bessern Weg zu bringen. Aber da sie nicht wissen, daß ich nur zu gut weiß, daß ich, von diesem Leide befreit, sofort in ein andres, größeres fallen muß, so werden sie mich vielleicht für einen Mann von schwachen Geisteskräften, oder was noch schlimmer, für ein ganz vernunftloses Wesen halten müssen. Und es wäre

kein Wunder, wenn es so wäre; denn mir schimmert es im Bewußtsein durch, daß die Gewalt, welche die Vorstellung meiner unglücklichen Schicksale auf mich übt, so mein ganzes Innere erfaßt und soviel zu meinem Verderben vermag, daß ich manchmal widerstandslos zu Stein erstarre und alle menschliche Empfindung, alle Kenntnis meiner selbst verliere. Daß dem so ist, das sehe ich erst ein, wenn die Leute mir erzählen und mir Merkzeichen davon geben, was ich getan habe, solange der schreckliche Wutanfall mich beherrscht. Dann bleibt mir weiter nichts übrig als vergeblich zu jammern und zwecklos mein Schicksal zu verfluchen und zur Entschuldigung meines Wahnsinns jedem, der mich hören will, dessen Ursache zu erzählen. Denn wenn die Verständigen die Ursache hören, werden sie über die Wirkung nicht erstaunt sein, und wenn sie mir kein Heilmittel wissen, werden sie mir wenigstens nicht die Schuld geben, und ihr Zorn über meine Ausschreitungen wird sich in Betrübnis ob meines Unglücks umwandeln. Und ist es nun der Fall, daß ihr Herren mit derselben Absicht kommt wie andere schon gekommen, so bitte ich euch, eh' ihr mit euren verständigen Vorstellungen fortfahrt, laßt euch die Geschichte meiner Leiden erzählen, die nicht zu zählen sind; vielleicht, wenn ihr sie gehört, werdet ihr euch die Mühe sparen für ein Unglück Trost spenden zu wollen, das jedem Troste unzugänglich ist.

Die beiden, die gar nichts andres wünschten als aus seinem eignen Munde die Ursache seines unglücklichen Zustands zu erfahren, baten ihn um Mitteilung derselben, wobei sie sich erbaten, zu seiner Heilung oder Tröstung nichts andres zu tun, als was er selbst verlangen würde. Und darauf hin begann der arme Mann seine jammervolle Geschichte fast mit denselben Worten und Umständen, wie er sie Don Quijote und dem Ziegenhirten wenige Tage vorher erzählt hatte, als aus Anlaß des Meisters Elisabat und der Gewissenhaftigkeit Don Quijotes

in Aufrechthaltung der Würde des Rittertums, die Erzählung unbeendet blieb, wie unsre Geschichte es schon berichtet hat. Jetzt aber wollte es das gute Glück, daß sein Wutanfall länger ausblieb und ihm vergönnte, die Erzählung zu Ende zu führen. Und als er so bis zu dem Umstand mit dem Briefe kam, den Don Fernando im Buche vom Amadts von Gallien gefunden hatte, erwähnte er, daß er denselben vollständig im Gedächtnis habe, und daß er folgendermaßen lautete:

Luscinda an Cardenio.

„Jeden Tag entdecke ich in Euch Vorzüge, die mich verpflichten und zwingen Euch höher zu achten. Wollt Ihr also von dieser Schuld, in der ich gegen Euch stehe, mich befreien, ohne Euch mit meiner Ehre bezahlt zu machen, so könnt Ihr dies sehr leicht bewerkstelligen. Ich habe einen Vater, der Euch kennt und mich von Herzen liebt; er wird, ohne meinen Wünschen Zwang anzutun, jene Wünsche erfüllen, die Ihr von Rechts wegen hegen müßt, wenn Ihr mich wirklich so hochschätzt, wie Ihr es sagt und wie ich es glaube.“

Durch dieses Briefchen ward ich bewogen um Luscindas Hand anzuhalten. Dies Briefchen war es, das Luscinda in Don Fernandos Augen als eine der geistvollsten und klügsten Damen ihrer Zeit erscheinen ließ; dies Briefchen erweckte in seinem Herzen den Wunsch mich zugrunde zu richten, bevor der Wunsch meines Herzens zur Erfüllung kommen könnte. Ich erzählte Don Fernando, woran Luscindas Vater Anstand nehme: er erwarte nämlich, daß mein Vater selbst bei ihm um Luscinda anhalte, was ich ihm nicht mitzuteilen wagte, weil ich fürchtete, er werde darauf nicht eingehn, und zwar nicht etwa deshalb, weil ihm Luscindas Stand, Vortrefflichkeit, Tugend und Schönheit nicht genügend bekannt wäre und er nicht wüßte, daß sie hinreichende Eigenschaften besitze, um jedes andre Geschlecht

Spaniens zu adeln; sondern weil ich seinen Wunsch kannte, ich möchte mich nicht so rasch vermählen, damit man erst erfahre, was Ricardo mit mir vorhabe. Kurz, ich sagte ihm, ich könne es nicht auf mich nehmen, meinem Vater die Mitteilung zu machen, sowohl um dieser Schwierigkeit willen als auch gar mancher andern noch, die mich mutlos machten, ohne daß ich sie zu bezeichnen wußte — nur war ich überzeugt, es werde was ich wünsche, niemals in Erfüllung gehn. Auf all dieses entgegnete mir Don Fernando, er selbst übernehme es, mit meinem Vater zu sprechen und ihn zu vermögen, daß er mit dem Vater Lucindas rede.

Ha du Marius, du nach jeder Art von Erfolg begierig! Du grausamer Catilina! ruchloser Sulla! tückischer Ganelon! verräterischer Bellido! rachsüchtiger Graf Sulian! habfüchtiger Judas! Verräterischer, grausamer, rachsüchtiger, betrügerischer Mensch, welcher schlimmen Dienst hatte er dir erwiesen, der Arme, der mit solcher Unbefangenheit dir die Geheimnisse und Freuden seines Herzens anvertraute? Welche Beleidigung habe ich dir zugefügt? Welche Worte habe ich dir gesagt, oder welche Rat schläge dir gegeben, die nicht stets darauf abgezielt hätten, deine Ehre, deinen Vorteil zu wahren? Aber worüber klage ich, ich Unseliger! da es doch gewiß ist: wenn die Mißgeschickte ihre Strömung von den Sternen aus entquellen lassen, so ist keine andre Kraft, da sie aus der Höhe nach unten kommen und mit Wut und Gewalt herniederstürzen — so ist keine andre Kraft auf Erden, die ihnen widerstreben, kein menschliches Bemühen, das ihnen vorbeugen könnte. Wer konnte denken, daß Fernando, ein Edelmann von solchem Rang, verständig, mir durch meine Dienste verpflichtet, mächtig genug, um alles zu erreichen, was seine Liebeswünsche erstreben mochten, wo auch immer sie ihr Ziel suchten, daß dieser Mann danach brannte, mir (wie man zu sagen pflegt) mein einziges Schäflein zu rauben, daß ich noch

nicht einmal mein eigen nannte! Doch es mögen diese Betrachtungen als zwecklos und unnütz beiseite bleiben, und laffet uns den abgerissenen Faden meiner unseligen Geschichte wieder anknüpfen.

Ich sage also, daß Don Fernando, weil ihm meine Gegenwart zur Ausführung seines falschen, schlechten Vorhabens hinderlich schien, mich zu seinem ältern Bruder zu schicken beschloß, unter dem Vorwand, von ihm Geld zur Bezahlung von sechs Pferden zu verlangen. Diese hatte er absichtlich und lediglich zu dem Zwecke, mich zu entfernen, um seinen tückischen Plan besser ausführen zu können, an dem nämlichen Tage gekauft, wo er sich erbot mit meinem Vater zu sprechen, und deshalb wollte er, ich solle fort, das Geld zu holen. Konnte ich einen solchen Verrat voraussehen? War es etwa möglich ihn nur zu ahnen? Gewiß nicht; vielmehr erbot ich mich sehr gern, auf der Stelle abzureisen, so vergnügt war ich über den guten Kauf.

Dieselbe Nacht sprach ich Lusinda, erzählte ihr, was ich mit Don Fernando verabredet hatte, und sagte ihr, sie möchte fest darauf bauen, daß unsre redlichen, gerechten Wünsche in Erfüllung gehen würden. Sie bat mich, ob Fernandos Verrätereie so ahnungslos wie ich, ich möchte auf baldige Rückkehr bedacht sein; denn sie glaubte, die Krönung unsrer Wünsche würde sich nur so lange verzögern, als mein Vater zögern würde mit dem ihrigen zu reden. Ich weiß nicht, wie es geschah: ihre Augen füllten sich mit Tränen, als sie diese Worte gesprochen, die Kehle war ihr wie zugeschnürt, so daß sie von dem Vielen, was sie, wie mich bedünkte, mir noch sagen wollte, nicht das Geringste herausbringen konnte. Ich war ganz betroffen über diesen mir ganz neuen, noch nie bei ihr erlebten Anfall. Denn bisher hatten wir stets, wenn uns das gute Glück und mein eifriges Bemühen die Gelegenheit verschaffte, uns heiter und wohlgemut unterhalten, ohne jemals Tränen, Seufzer, Eifer-

sucht, Argwohn oder Besorgnis in unser Gespräch zu mischen. Nie tat ich etwas andres, als daß ich mein Glück pries, das mir sie zur Geliebten gegeben. Ich hob ihre Schönheit in den Himmel, ich bestaunte ihre hohen Vorzüge und ihren Geist; sie gab mir alles mit Zinneszinsen zurück, und lobte, was ihr, als dem liebevollen Mädchen, an mir des Lobes würdig schien. Dabei erzählten wir uns hunderttausend Kindereien und Geschichten von unsern Nachbarn und Bekannten, und das Höchste, wohin meine Kühnheit sich verflieg, war, daß ich fast mit Gewalt eine ihrer schönen weißen Hände ergriff und sie an meine Lippen drückte, so viel die Enge des niedrigen Fenstergitters, das uns trennte, es zuließ. Aber in der Nacht, die dem trüben Tag meiner Abreise vorherging, weinte sie, ächzte, seufzte und entfernte sich dann und ließ mich in Verwirrung und Bestürzung zurück, ganz entsetzt über die nie erlebten, so traurigen Zeichen von Angst und Schmerz, die ich an Lusinda bemerkt hatte. Um jedoch meine Hoffnungen nicht selbst zu zerstören, schrieb ich alles der Gewalt ihrer Liebe zu und dem Schmerze, den die Trennung in allen wahrhaft liebenden Herzen erregt.

Niedergeschlagen und in tiefen Gedanken reiste ich endlich ab. Mein Herz war voller Ahnungen und argwöhnischer Besorgnisse, ohne zu wissen, was es argwöhnte und was es ahnte. Das waren klare Zeichen, die mir das traurige Schicksal und Unheil vordedeuteten, das meiner harrte. Ich langte an dem Orte an, wohin ich gesandt war. Ich übergab dem Bruder Don Fernandos die Briefe, wurde bestens aufgenommen, aber keineswegs bestens abgefertigt, denn er befahl mir zu meinem großen Leidwesen, acht Tage lang zu warten, und zwar an einem Ort, wo ich seinem Vater nicht zu Gesicht käme, da sein Bruder ihm geschrieben, eine gewisse Summe Geldes ihm ohne dessen Vorwissen zu schicken. All dieses war eine Erfindung des falschen Don Fernando; denn es fehlte seinem Bruder keineswegs an

Geld, um mich auf der Stelle abzufertigen. Es war das ein Auftrag und Befehl derart, daß es mich drängte, ihm nicht zu gehorchen. Denn es schien mir unmöglich, so viele Tage fern von Lusinda das Leben zu ertragen, zumal ich sie in dem trüben Gemütszustand verlassen, von dem ich euch berichtet habe. Aber trotzdem gehorchte ich als ein treuer Diener, ob schon ich wohl einsah, es geschehe auf Kosten meiner Wohlfahrt.

Aber am vierten Tage meines Aufenthaltes kam ein Mann, mich aufzusuchen, und brachte mir einen Brief, an dessen Aufschrift ich erkannte, er sei von Lusinda, da sie deren Handschrift zeigte. Ich öffnete ihn mit Angst und Schrecken, da ich mir wohl dachte, nur eine hochwichtige Sache könne sie veranlaßt haben, mir zu schreiben, was sie so selten tat, wenn ich am nämlichen Orte mit ihr war. Ehe ich den Brief las, fragte ich den Mann, wer ihm denselben übergeben habe, und wie lange er unterwegs gewesen. Er antwortete mir, als er zufällig um die Mittagsstunde durch eine Straße der Stadt gegangen, habe ihn eine sehr schöne Dame aus dem Fenster angerufen, die Augen voller Tränen, und habe ihm in großer Hast gesagt: Guter Freund, wenn Ihr, was Euer Aussehen zeigt, ein Christ seid, so bitte ich Euch um Gotteswillen, gleich, ja gleich diesen Brief nach dem Ort und zu dem Manne zu bringen, wie in der Aufschrift angegeben. Beides ist genugsam bekannt, und Ihr werdet damit unfrem Herrgott ein wohlgefälliges Werk verrichten. Und damit es Euch nicht an den nötigen Mitteln fehle, es verrichten zu können, nehmt, was in diesem Tüchlein ist. Und mit diesen Worten warf sie mir ein Taschentuch durchs Fenster zu, worin hundert Realen und der goldene Ring, den ich hier trage, eingebunden waren, nebst dem Briefe, den ich Euch gegeben. Und auf der Stelle, ohne meine Antwort abzuwarten, entfernte sie sich vom Fenster, sah aber noch vorher, wie ich den Brief und das Tuch nahm und ihr mit Zeichen bemerklich machte, daß ich

ihren Auftrag ausrichten würde. Und da ich mich sonach für die Mühe des Überbringens an Euch so reichlich bezahlt fand und aus der Aufschrift erlah, daß der Brief für Euch bestimmt war — denn, Señor, ich kenne Euch ganz gut — und da ich durch die Tränen der schönen Dame mich dazu verpflichtet fühlte, so beschloß ich, mich auf keinen Dritten zu verlassen, sondern selbst zu reisen, um Euch den Brief zu überbringen, und in sechzehn Stunden, so lang ist es her, daß sie mir ihn anvertraute, habe ich den Weg zurückgelegt, welcher, wie Euch bekannt, achtzehn Meilen beträgt.

Während dieser dankbare Briefbote von neuer Art mit mir sprach, hing ich an seinen Worten, und die Beine zitterten mir so sehr, daß ich mich kaum aufrecht halten konnte. Dann öffnete ich den Brief und sah, daß er folgenden Inhalts war: „Das Wort, das Euch Don Fernando gab, mit Eurem Vater zu reden, damit er mit dem meinigen rede, hat er mehr zu seiner eignen Befriedigung als zu Eurem Frommen erfüllt. Wisset, Señor, daß er mich zur Gemahlin begehrt hat, und mein Vater, verleitet durch so vieles, was nach seiner Meinung Don Fernando vor Euch voraus hat, ist auf dessen Wünsche so bereitwillig eingegangen, daß von jetzt in zwei Tagen die Vermählung stattfinden soll, und zwar ganz im geheimen und unter uns, so daß nur der Himmel und einige Leute vom Hause Zeugen sein sollen. In welcher Lage ich mich befinde, mögt Ihr Euch denken. Ob es Euch erforderlich erscheint zu kommen, das möget Ihr erwägen, und ob ich Euch wahrhaft liebe oder nicht, wird der Erfolg der Sache Euch zu erkennen geben. Wolle Gott, daß dieser Brief in Eure Hände gelange, bevor meine Hand gezwungen wird, sich in die des Mannes zu legen, der die Treue, die er gelobt, so schlecht zu halten weiß.“

Das war im wesentlichen, was der Brief enthielt und was mich bestimmte, mich auf der Stelle auf den Weg zu begeben,

ohne eine weitere Antwort oder Geld abzuwarten. Denn klar erkannte ich jetzt, daß nicht um Pferde, sondern um das Ziel seiner Wünsche zu erkaufen, Don Fernando sich bewogen fand, mich zu seinem Bruder zu schicken. Der grimmige Haß, den ich nun gegen Don Fernando faßte und zugleich die Furcht, das geliebte Pfand zu verlieren, das ich mir mit so vielen Jahren der Sehnsucht und Huldigung gewonnen, verließ mir Vogel-schwinger. Wie im Fluge gelangte ich des andern Tages in meine Heimat, gerade zur rechten Zeit, um Luscinda sprechen zu können. Ich kam im geheimen in den Ort und ließ mein Maulthier im Hause des braven Mannes, der mir den Brief gebracht; und das Glück ließ es mich jetzt so gut treffen, daß ich Luscinda an jenem Fenstergitter fand, dem Zeugen unsrer Liebe. Auf der Stelle erkannte mich Luscinda, und ich erkannte sie; aber nicht so, wie sie mich hätte erkennen sollen, nicht so, wie ich sie hätte erkennen sollen. Aber wer auf Erden könnte sich rühmen, das unklare Denken und die veränderliche Laune eines Weibes ergründet und verstanden zu haben? Gewiß niemand.

Also weiter. Sowie Luscinda mich erblickte, sprach sie: Cardenio, ich bin zur Hochzeit angezogen, schon erwarten mich im Saale Don Fernando, der Verräter, und mein Vater, der Habfüchtige, nebst andern Zeugen, die eher Zeugen meines Todes als meiner Vermählung sein sollen. Fasse dich, mein Freund, und suche bei dieser Opferung zugegen zu sein, und kann ich sie nicht durch meine Worte abwenden, so trage ich einen Dolch verborgen bei mir, der die entschlossenste Gewalt von mir fernzuhalten vermag, und so wird denn das Ende meines Lebens zugleich der Anfang deiner wahren Kenntniß von meiner Liebe sein.

Ich antwortete ihr in Bestürzung und Hast, voller Besorgniß, es werde mir zur Antwort nicht Zeit genug bleiben: Mägen deine Thaten, o Geliebte, deine Worte wahr machen; und trägt du einen Dolch bei dir, auf daß man dich achten lerne, so trage

ich hier ein Schwert, um dich damit zu verteidigen oder mich zu töten, wenn uns das Schicksal feindlich bleibt.

Ich glaube nicht, daß sie meine Worte alle vernehmen konnte, denn ich merkte, daß sie eilig abgerufen wurde, weil der Bräutigam wartete. Jetzt brach die Nacht meines Glends an, die Sonne meiner Freuden ging unter, meine Augen blieben ohne Licht, mein Geist ohne Besinnung. Ich gewann es nicht über mich, ihr Haus zu betreten, ich konnte mich nicht von der Stelle bewegen; aber da ich erwog, wie wichtig meine Gegenwart um dessenwillen sei, was sich unter diesen Umständen zutragen könne. So ermannte ich mich, soviel ich vermochte, und trat in ihr Haus ein. Und da ich alle Ein- und Ausgänge schon längst aufs genaueste kannte, so wurde ich — zumal bei der allgemeinen Unruhe, die (ob zwar insgeheim) das ganze Haus untereinander brachte — von niemand bemerkt. So fand ich, ohne daß man meiner ansichtig wurde, Gelegenheit, mich in einer Fensternische des Hochzeitsaales selbst zu bergen, die von den Spitzen und Säumen zweier Vorhangteppiche verdeckt war, zwischen denen hindurch ich alles, was im Saale vorging, sehen konnte, ohne gesehen zu werden. Wer vermöchte jetzt zu sagen, wie mein Herz gewaltsam pochte, während ich dort stand! wer die Gedanken zu sagen, die mich überfielen! die Betrachtungen, denen ich mich hingab! Es waren ihrer so viele und solchen Inhalts, daß sie nicht auszusprechen sind, ja daß es nicht gut wäre sie auszusprechen. Es genüge euch zu hören, daß der Bräutigam in den Saal trat, ohne einen andern Festeschmuck als die Alltagskleider, die er zu tragen pflegte. Als Zeugen brachte er einen Better Lusindas mit, und im ganzen Saale war niemand Fremdes zugegen, sondern nur die Diener vom Hause. Kurz darauf trat Lusinda aus ihrem Ankleidezimmer, in Begleitung ihrer Mutter und zweier Bosen, so herrlich gekleidet und geschmückt wie es ihres Standes und ihrer Reize würdig war, als

die wahre Vollendung vornehmer Pracht und Glanzes. Ich war so gespannt und außer mir, daß es mir nicht möglich war, ihren Anzug in seinen Einzelheiten zu beobachten und mir zu merken. Ich konnte nur auf die Farbe ihrer Gewänder achten (sie waren rot und weiß) und auf das Funkeln der Edelsteine und Kleinode in ihrem Kopfsputz und an ihrem ganzen Anzug. All dies wurde noch überstrahlt von dem wunderbaren Reiz ihrer schönen blonden Haare, die im Wettstreit mit den köstlichen Steinen und dem Lichte der vier Fackeln, die den Saal erhellten, Luscindeas Schönheitslicht den Augen in höherem Glanze zeigten. O Erinnerung, Todfeindin meiner Ruhe! Was frommt es, die unvergleichliche Schönheit meiner angebeteten Feindin mir jetzt vorzustellen? Ist es nicht besser, o grausame Erinnerung, daß du mich nur daran mahnest und mir vorstellst, was Luscinde damals getan, damit ich, von so offener Kränkung angetrieben, nur darauf sinne, wenn nicht Rache zu erlangen, so doch wenigstens dies Leben zu enden? Möge es euch nicht ermüden, werthe Herren, diese Abschweifungen von meinem Gegenstand zu hören. Mein Leiden ist nicht von jener Art, daß man es kurz und oberflächlich erzählen kann oder darf, denn jeder Umstand dabei scheint mir einer ausführlichen Darlegung wert.

Hierauf entgegnete der Pfarrer, es ermüde sie keineswegs ihm zuzuhören, vielmehr hörten sie die Einzelheiten, die er ihnen erzähle, sehr gerne an, denn sie seien derart, daß sie verdienten nicht mit Stillschweigen übergangen zu werden, sondern die selbe Aufmerksamkeit zu erhalten wie der Hauptinhalt der Erzählung.

Wohl denn, fuhr Cardenio fort; als sie alle im Saal waren, trat der Pfarrer des Kirchspiels herein, ergriff beider Hände, um das bei solcher feierlichen Handlung Übliche vorzunehmen. Und als er die Worte sprach: „Wollt Ihr, Jungfrau Luscinde,

den hier anwesenden Herrn Don Fernando zu Eurem rechtmäßigen Ehegatten nehmen, wie es die heilige Mutter Kirche vorschreibt?" da streckte ich Kopf und Hals ganz aus dem Vorhang hervor und horchte mit gespanntem Ohr und bangem Herzen auf Lusindas Antwort, von der ich mein Todesurteil oder die Verheißung meines Lebens erwartete. O, wer in jenem Augenblick sich erkühnt hätte hervorzustürzen und ihr zuzurufen: Ja, Lusinda, Lusinda, bedenke, was du tust. Überlege, was du mir schuldest! Bedenke, daß du die Meinige bist und einem andern nicht angehören kannst! Erwäge wohl, daß das Ja aus deinem Munde hören und mein Leben verlieren, beides in einem und demselben Augenblick erfolgen wird. O, Verräter Don Fernando, Räuber all meines Heils, Tod meines Lebens! was begehrt du? Bedenke, daß du das Ziel deiner Wünsche nie im christlichen Sinne erreichen kannst, denn Lusinda ist meine Gattin, ich bin ihr Gemahl. O, ich Wahnsinniger! Jetzt, wo ich von ihr abwesend und fern von der Gefahr bin, jetzt sage ich, daß ich hätte tun sollen, was ich nicht tat. Jetzt, wo ich mein höchstes Gut mir rauben ließ, fluche ich dem Räuber, an dem ich mich rächen konnte, wenn ich den Mut dazu gehabt hätte, wie ich ihn jetzt habe, um Klagen auszustößen. Ja, weil ich damals feige und verstandlos war, so geschieht mir nicht zu viel, wenn ich jetzt beschämt, reuevoll und irrsinnig sterbe.

Der Geistliche erwartete Lusindas Antwort, sie zögerte damit eine längere Weile, und als ich schon dachte, sie wollte den Dolch ziehen, um eine Heldentat zu tun, oder wolle die Zunge entfesseln, um ein Bekenntnis abzulegen oder falschen Voraussetzungen die Wahrheit entgegenzustellen, die mir zum Besten gereichen würde, da höre ich sie mit kraftloser, matter Stimme sagen: Ja, ich will. Das nämliche sagte Don Fernando. Er gab ihr den Ring, und sie waren mit unauflöslichen Bande aneinander gebunden.

Der Bräutigam näherte sich, seine Gattin zu umarmen; sie drückte die Hand ans Herz und fiel ohnmächtig ihrer Mutter in die Arme.

Nun bleibt mir noch zu sagen, in welchem Zustande ich mich befand, als ich durch das Ja, das ich vernommen, meine Hoffnungen für betrogen, Luscindas Worte und Verheißungen für falsch erkannte und mich der Möglichkeit beraubt sah, jemals das Glück wieder zu gewinnen, das ich in diesem Augenblick verloren hatte. Ich stand ratlos da, vom Himmel, wie mich dünkte, verlassen, feind der Erde, die mich bisher genährt, während die Luft mir den Atem für meine Seufzer und das Wasser mir das spärliche Maß für meine Augen versagte. Nur das Feuer mehrte seine Glut so sehr, daß ich vor Ingrimm und Eifersucht durch und durch entbrannte.

Alles war in Bestürzung über Luscindas Ohnmacht. Und als ihre Mutter sie aufschürte, damit die Luft Zugang zu ihrer Brust habe, fand man in ihrem Busen ein verschlossenes Papier, welches Don Fernando sogleich an sich nahm und beim Licht einer Fackel durchlas. Kaum hatte er es gelesen, so setzte er sich nieder auf einen Stuhl und stützte das Kinn auf die Hand mit allen Zeichen tiefen Nachsinnens, ohne sich um die Mittel zu kümmern, die man bei seiner Gattin versuchte, um sie aus der Ohnmacht zu wecken. Da ich dergestalt das ganze Haus in Aufruhr sah, wagte ich es, mich zu entfernen, gleichviel ob ich dabei gesehen würde oder nicht, mit dem festen Entschlusse, wenn man mich bemerkte, eine solche Handlung der Verzweiflung zu begehen, daß alle Welt den gerechten Groll meines Herzens erkennen sollte an der Züchtigung des falschen Don Fernando, ja auch der ohnmächtig daliegenden Berräterin. Aber mein Schicksal, das mich wohl für noch größere Leiden, — wenn es größere gibt, — aufbewahrt haben muß, fügte es, daß mir in jenem Augenblick nur zu viel der Vernunft zu Ge-

bote stand, die mich seitdem verlassen hat. Und sonach wollte ich, ohne Rache an meinen schlimmsten Feinden zu nehmen (was leicht gewesen wäre, da keiner an mich dachte), die Rache an mir selbst nehmen und die Strafe, die jene verdienten, an mir vollstrecken, und das vielleicht mit größerer Härte, als gegen sie wäre angewendet worden, wenn ich sie damals getötet hätte. Denn der Tod, den man plötzlich erleidet, beendet die Qual im Augenblick; aber den Tod unter Martern lange verzögern, heißt unaufhörlich töten, ohne dem Leben ein Ende zu machen. Kurz, ich verließ ihr Haus und eilte zum Hause des Mannes, bei dem ich das Maultier gelassen. Ich hieß ihn mir das Tier satteln, und ohne ihm Lebewohl zu sagen, stieg ich auf und ritt zur Stadt hinaus und mochte als ein andrer Tot nicht wagen, das Antlitz zu wenden und mich nach ihr umzuschauen. Und als ich mich im freien Feld allein sah, die Dunkelheit der Nacht mich umhüllte und ihre tiefe Stille mich einlud, meine Klagen zu ergießen, da erhob ich meine Stimme, ohne Scheu oder Besorgnis, daß ich gehört werden könnte, und entfesselte meine Zunge zu so vielen Verwünschungen gegen Luscinda und Don Fernando, als hätte ich mir damit Genugthuung verschafft für die Schmach, die sie mir angetan. Ich nannte Luscinda grausam, gefühllos, falsch, undankbar, vor allem aber habgierig, da der Reichtum meines Feindes ihrer Liebe die Augen verschlossen habe, um sie mir zu entziehen und sie dem hinzugeben, gegen welchen das Glück sich wohlwollender und freigebiger erwiesen hatte. Und doch, mitten im Sturm dieser Verwünschungen und Schmähungen suchte ich nach Entschuldigungen für sie und sagte, es sei nicht zu verwundern, wenn ein eingezogen lebendes Mädchen, im Hause der Eltern zum Gehorsam gegen sie erzogen und gewöhnt, ihren Wünschen nachgegeben habe, da sie ihr einen solchen Edelmann zum Gemahl gaben, so vornehm, so reich, so

stattlich, daß die Zurückweisung dieses Bewerbers der Vermutung Raum gegeben hätte, daß sie entweder des Verstandes ermangle oder ihre Neigung anderwärts vergeben habe, was ihrem guten Namen und Ruf so sehr zum Nachteil gereicht hätte. Dann sagte ich wieder: im Fall sie gesagt hätte, ich sei ihr Vatte, so würden die Eltern erkannt haben, daß sie an mir keine so schlechte Wahl getroffen hätte, um nicht Entschuldigung bei ihnen zu finden; denn ehe sich Don Fernando ihnen anbot, konnten sie selber, wenn sie ihre Wünsche mit dem Maßstabe der Vernunft maßen, keinen Besseren als mich zum Gemahl ihrer Tochter wünschen. Mithin hätte sie wohl, bevor sie das Äußerste über sich ergehen ließ — ihre Hand hinzugeben — sagen können, ich hätte ihr bereits die meinige gegeben; und sicher würde ich allem zugestimmt und alles genehmigt haben, was sie in einem solchen Falle zu ersinnen vermocht hätte. Am Ende kam ich zu dem Schlusse, daß zu wenig Liebe, zu wenig Urteilskraft, zu viel Ehrsucht und Streben nach Größe die Schuld trugen, daß sie die Worte vergaß, mit denen sie meine feste Hoffnung und redliche Neigung getäuscht, hingezogen und aufrecht erhalten hatte.

Unter solchen lauten Klagen, in solchen Seelenqualen ritt ich den Rest der Nacht dahin, und beim Morgengrauen stieß ich auf einen Zugang zu diesen Gebirgszügen, welche ich drei Tage lang ohne Weg und Steg durchirrte, bis ich zuletzt an Weideplätzen Halt machte, die, ich weiß nicht mehr auf welcher Seite dieser Berge liegen, und dort befragte ich mich bei Herdenbesitzern, nach welcher Richtung hin die wildeste Gegend des Gebirges liege. Sie sagten mir, hier herum sei sie zu finden; und sogleich ritt ich her, mit der Absicht, hier mein Leben zu beschließen.

Raum hatte ich diese Wildnis betreten, so fiel mein Maulthier tot nieder, weil es ausgehungert und abgemattet war, oder